



Schwerstarbeit ohne Sicherheitsnetz

## Unsichtbare Tagelöhner

**Am sogenannten Wiener Arbeiterstrich bieten sich Männer aus Osteuropa mit ihrer Expertise und Erfahrung für Jobs am Bau an. Mareike Boysen (Text) und Nina Strasser (Fotos) haben an der Triester Straße einige von ihnen getroffen.**

Um halb sieben in der Früh entfaltet der Matzleinsdorfer Platz eine für seine Verhältnisse gemäßigte Geräuschkulisse. Unterirdisch halten Züge der Straßenbahnlinien 1, 6, 18, 62 und der Badner Bahn, über eine Trasse verkehren S-Bahnen und Regionalzüge. Die Triester Straße, die hier am Margareten Gürtel ihren Anfang nimmt, um durch Favoriten und Liesing hindurch auf die Südautobahn zu führen, ist wegen der U2-Bauarbeiten auf vier Fahrspuren begrenzt worden. In direkter Nachbarschaft zu den Bauzäunen erschließt sich rund um

Obi-Markt und Shell-Tankstelle ein Asphaltgelände, das wie ein Prototyp dessen wirkt, was die Sozialwissenschaft seit Marc Augé als Nicht-Ort kennt. Ein monofunktionaler städtischer Transitraum also, ohne eigene Identität, dessen Benutzung Regeln und Verbote vorgeben. Wer beim Obi einkauft, darf den Parkplatz drei Stunden lang nutzen. Im Außenbereich der Tankstelle hängen Schilder aus, die das Hinsetzen untersagen.

**Lohndumping.** Das schwarze Piktogramm eines Sitzenden im roten, durchgezogenen Kreis baut auf sprach- und kulturunabhängige Verständlichkeit. Seine Adressaten sind

Männer, die aus verschiedenen osteuropäischen Ländern stammen und die es gewohnt sind, lange zu warten. An diesem Donnerstag im Juli haben sich etwa 30 von ihnen in Kleingruppen auf dem ausgetrockneten Grasstreifen zwischen Gehsteig und Tankstellengelände versammelt. Die meisten der 19- bis 58-Jährigen tragen über bedruckten T-Shirts Rucksäcke. Einige halten ein Bier, eine Zigarette oder einen teuren Energy-Drink in der Hand. Das günstigere Alternativprodukt ist im Tankstellenshop schon seit Tagen ausverkauft.

Als ein Kleintransporter mit niederösterreichischem Kennzeichen in der Auffahrt stehen bleibt, rennen ihm einige der Männer entgegen. Er suche drei Schleifer, sagt der Fahrer über das heruntergelassene Fenster hinweg. Ob damit jemand Erfahrung habe? «Sicher», antwortet ein Mann aus Bukarest, der wegen seiner guten Deutschkenntnisse zum Vertreter

**Täglich, sagt ein junger Serbe, werde mindestens einer von ihnen um den ausgemachten Lohn betrogen**



seiner Kollegen aufsteigt. Zuerst wolle er aber über Geld reden. Da sich sein Verhandlungspartner nicht bereit zeigt, mehr als sieben Euro pro Stunde zu zahlen, winkt er ab. «Die Albaner haben den Markt kaputtgemacht», sagt er hinterher, begleitet von Flüchen. «Die arbeiten für sechs.»

Sein serbischer Kollege pflichtet ihm bei: Eine Tochterfirma von Strabag habe ihm, einem ausgebildeten Schlosser, nicht einmal sieben Euro pro Stunde ausgezahlt. Monatlang habe er 13 Stunden täglich mit Eisen gearbeitet und dabei Anweisungen von jemandem entgegennehmen müssen, der keinen Bauplan habe lesen können. Dass man ihn bei der SVA anmeldete, sei das einzig Gute, was er über das Unternehmen zu sagen habe. Zumal dokumentierte Beschäftigungsverhältnisse hier, am sogenannten Wiener Arbeiterstrich, die verschwindend seltene Ausnahme sind.

Milan Mijalković, der im blauen Leinenanzug an einem Betonpfahl lehnt, nickt ernst. Der gebürtige Mazedonier ist zum Übersetzen mitgekommen. «Hier wird eine Mischung aus slawischen Sprachen gesprochen», sagt er. «So versteht auch ein Tscheche einen Bulgaren.» Trotzdem fällt Mijalković auf die Frage eines Landsmannes nach seinem eigentlichen Beruf zuerst keine passende Antwort ein. «Künstler, wie sagt man da?», fragt er einen der Männer. Dass er ausgebildeter Architekt sei, fügt er

noch hinzu. Das hat auch auf dem Bau Gewicht.

**Sichtbarmachung.** Der Wiener Arbeiterstrich als sichtbare und gemeinhin ignorierte Vorhut eines riesigen Schwarzarbeitsmarkts beschäftigt Mijalković schon seit seinem Studium, das er 2001 in Wien begann. 2016 entstand die «Arbeitsstrich-Sammlung», eine Reihe von Alben, die heimlich aufgenommene Fotos einzelner Arbeiter von ihren Einsatzorten versammelten. Im gleichen Jahr nahm Mijalković an einer Gruppenausstellung im frei.raum Q21 zum 50-jährigen Jubiläum des Gastarbeiter-Abkommens zwischen Österreich und der Republik Jugoslawien teil. Auf mannshohen Sockeln positionierte er vor den Eingängen zwei undokumentiert beschäftigte Bauarbeiter, die das Eintreffen des damaligen Außen- und Integrationsministers abwarten sollten. Einer von ihnen schüttelte schließlich dem lachenden Sebastian Kurz die Hand.

Grundüberlegung für sein neuestes Kunstprojekt, das den Titel «Die Wiener Maria» trägt, ist laut Mijalković die Frage: «Welche anerkennende Geste bringt jeder von uns denjenigen, die körperlich herausfordernde Arbeiten für ihn erledigen, entgegen?» Das Glas Wasser als existenzieller Minimalkonsens wurde zum mobilen Brunnen. Gefördert mit Mitteln des Bundeskanzleramts, ließ Mijalković dafür nach seinen



Künstler Milan Mijalković sitzt im Sitzverbot am sogenannten Arbeiterstrich auf der Triester Straße

Fortsetzung von Seite 7: **Unsichtbare Tagelöhner**

Entwürfen eine weibliche Brust mit einem Durchmesser von zwei Metern und einer porzellanartigen Oberfläche gestalten. Als Symbol gegenseitiger Abhängigkeit zwischen Mutter und Kind ebenso wie zwischen Arbeiter und Arbeitgeber macht diese, montiert an einem Kleinlaster, in der letzten Augustwoche täglich an der Triester Straße, der Brünner Straße und der Herbststraße Station. Über die Warze wird kaltes Wasser freigegeben. Ein Spiel mit Aufmerksamkeit und Vorurteilen, das, so erwartet es auch Mijalković, provoziert. An einer Seite des Fahrzeugs hat er Auszüge aus der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* von 1948 anbringen lassen. «Jeder hat das Recht auf Arbeit und freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen», lautet der erste Satz.

**Sicherheitslos.** Fernab von Debatten um Lohnnebenkosten, Kollektivverträge und den Zwölf-Stunden-Tag schafft sich der Sozialstaat in der

Wiener Peripherie in stoischer Gelassenheit jeden Tag aufs Neue ab. Die Männer an der Triester Straße, undokumentiert Arbeitende ohne festen Wohnsitz in Österreich, kennt die Gesetzgebung schlicht als «nicht Anspruchsberechtigte». Wer nämlich, so berichten es einige von ihnen, ohne Arbeitsvertrag bei einem Privatvermieter unterkommen wolle, zahle für ein Bett im Viererzimmer bis zu 300 Euro, erhalte dazu im Regelfall keinen Mietvertrag und folglich keinen Meldezettel. Einige weichen im Winter in die Nacht- und Notquartiere von Obdach Wien, Rotem Kreuz, Volkshilfe und Samariterbund aus. Zur medizinischen Versorgung von leichten Arbeitsunfällen wenden sich die meisten an den Louisebus der Caritas.

Nicht nur sind die Männer im Regelfall während ihrer Arbeit auf Privat- und Großbaustellen weder sozial- noch kranken- oder unfallversichert. Es trägt auch niemand die Illusion, ein Unternehmen würde im Ernstfall seiner Fürsorgepflicht nachkommen.

Täglich, sagt ein junger Serbe, werde mindestens einer von ihnen um den ausgemachten Lohn betrogen. Vom Verein UNDOK zur gewerkschaftlichen Unterstützung undokumentiert Arbeitender, der aufgrund massiver Budgetkürzungen vorerst sein Beratungsangebot reduzieren musste, hat hier noch niemand etwas gehört.

Die Frage, warum die Männer trotz aller Unsicherheiten und Gefahren jeden Morgen wieder herkämen, ist schnell beantwortet. «Mazedonien ist zurzeit eine Katastrophe», sagt ein Ende-40-Jähriger in Richtung Mijalković. «Zurzeit» heißt seit 19 Jahren: So lange schon verbringe er jeweils drei Monate alternierend in Wien und der Heimat. «Ich habe zwei Kinder. Was soll ich machen?», fragt er. Bis zur Mittagszeit, wenn die Sonne über der Triester Straße im Zenit steht, wenn sich die Autos stauen und der Asphalt zu glühen beginnt, wird er warten, vielleicht auch ein wenig länger. Und morgen, sagen er und seine Kollegen, kämen sie wieder. ■

20 Jahre Radio Orange

## «Solange Leute Autos fahren, werden sie auch Radio hören»

«Wir senden keine Werbung, nur Inhalt» – so wirbt Radio Orange für sein Programm. Und das kann sich hören lassen; rund 150 Redaktionen sind bei dem Gemeinschaftsradio aktiv. Darunter auch die Radio-AUGUSTIN-Redaktion. Ein Bericht anlässlich des 20-Jahre-Jubiläums von **Markus Schauta**.

Radio Orange ist Teil der freien Radioszene. Doch Freies Radio gibt es in Österreich noch nicht allzu lange. Erst 1998 ist das ORF-Rundfunkmonopol gefallen. Bemühungen um ein Freies Radio gab es bereits seit den 1970ern, als Radiopiraten ihre Sendungen on air brachten. Ihre politischen und gesellschaftskritischen Programme sendeten sie aus Autos, von Dächern und aus Wohnungen. Doch die Funkpeilung der Post war wachsam, und so durften die Programme nicht länger als 15 Minuten dauern, um nicht Gefahr zu laufen, von der Peilung entdeckt zu werden. Auf illegales Senden stand die Beschlagnahmung des Senders und eine Geldstrafe. Zu wackeln begann das Rundfunkmonopol 1989. Damals kamen der ORF und der Zeitungsherausgeberverband überein, an die jeweils auflagenstärkste Zeitung jedes Bundeslandes eine Radiofrequenz zu vergeben. Von Freiem Radio konnte aber noch keine Rede sein. Vielmehr erhielten jene Medien mehr Macht, die die österreichische Medienlandschaft ohnehin schon dominierten. Nach einer Klage vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte erklärte dieser 1993 das Rundfunkmonopol für gesetzeswidrig. Endgültig gefallen ist das Monopol im Jahr 1998. Von da an konnten private kommerzielle wie nichtkommerzielle Radios offiziell senden.

**Nichtkommerzielles Senden.** Radio Orange war eine der ersten nichtkommerziellen Alternativen zum ORF. «Ein besonderes Merkmal unserer Sendungen ist, dass

sie vielsprachig sind und thematisch stark in Wien verhaftet», so Susanne Jäger, Öffentlichkeitsarbeiterin bei dem Wiener Gemeinschaftsradio. «Die meisten senden einmal im Monat, es gibt aber auch Redaktionen wie etwa Radio Afrika, die mehrmals die Woche senden.» Insgesamt gebe es 500 Sendungsmacher\_innen, die die Frequenz 94.0 mit Inhalt füllen. Und, ganz wichtig: «Wir schalten keine Werbung, was das Hören sehr angenehm macht.»

Dass Radio Orange nicht von Werbekunden abhängig ist, wirkt sich positiv auf die Programmgestaltung aus. Es kommen gesellschaftliche Gruppen zu Wort, die im Mainstream-Radio unterrepräsentiert sind. Ebenso können Nischenthemen behandelt werden, die nicht unbedingt eine große Hörerschaft finden. «Natürlich ist es uns ein Anliegen, von möglichst vielen gehört zu werden», sagt Jäger. Aber bei der Auswahl der Themen sei das kein Kriterium. Bei Radio Orange ist genauso wichtig, was hinter den Kulissen passiert. In den Räumen des Senders in der Klosterneuburger Straße 1 vernetzen sich Radiomacher\_innen, tauschen sich aus, formulieren ihre Anliegen. «Wir wollen ein Medium der Vielen sein», so Jäger. Gemeinschaftsradio eben.

**Keine Dreiminüter.** Auch Radio AUGUSTIN ist Teil des Gemeinschaftsradios und seit zwanzig Jahren auf der Frequenz 94.0 zu hören. Gesendet wird zweimal die Woche: Montags die Magazin-Sendung, am Freitag die Live-Sendung. «Im Magazin spielen wir Musik von jungen, unbekanntem Künstler\_innen und bringen Beiträge zu gesellschaftspolitischen und kulturellen Themen», erklärt Aurelia Wusch, Redakteurin bei Radio AUGUSTIN. Ein wichtiger Programmpunkt der Magazin-Sendung sei die Literatur-Rubrik, in der Verkäuferinnen und Verkäufer des AUGUSTIN ihre selbstgeschriebenen Texte vorlesen. In der Live-Sendung freitags werden unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt. Je nachdem, wer moderiert, gibt es frauenspezifische Themen, werden Gäste eingeladen oder wird

Musik gespielt. Alle zwei Monate spricht der Sozialexperte Martin Schenk in der Live-Sendung. Zehn bis zwölf Leute arbeiten regelmäßig bei Radio AUGUSTIN mit. Zum Teil freie Journalist\_innen, die auch für die Zeitung schreiben. Anders als etwa bei Ö3 oder FM4 lassen sich die Redakteur\_innen von Radio AUGUSTIN für ihre Geschichten Zeit. «Dreiminüter, wo man rasch etwas erzählt, gibt's bei uns nicht», so Wusch. «Wir greifen Themen auf, die von anderen nicht oder nur am Rande bearbeitet werden, wollen Nischen entdecken und vermitteln.»

**Radio hat Zukunft.** Radio Orange ist einer von 14 nichtkommerziellen Radiosendern in Österreich. Gemeinsam mit den kommerziellen Sendern gibt es in Österreich über 60 private Radiosender. Nach wie vor dominieren ORF-Radios mit 60 bis 70 Prozent (je nach Zielpublikum) Marktanteil, gefolgt von privaten kommerziellen Sendern. Umso mehr tragen Freie Radios wie Radio Orange maßgeblich zur Vielfalt in der österreichischen Medienlandschaft bei. Dass Radio Zukunft hat, davon ist Susanne Jäger überzeugt:

**Es kommen gesellschaftliche Gruppen zu Wort, die im Mainstream-Radio unterrepräsentiert sind**



«Solange Leute Autos fahren, werden sie auch Radio hören.» Denn der große Vorteil der Radios gegenüber dem TV sei es, dass es nicht so stark bindet, man nebenbei andere Dinge erledigen kann: Kochen, Hausarbeit, Zugfahrt oder eben Autofahren. Fest steht, dass nichtkommerzielle Sender auch in Zukunft ein wichtiges Gegengewicht zu den kommerziellen darstellen werden. So wie sie es in den vergangenen zwei Jahrzehnten taten. ■

**i** Radio AUGUSTIN feiert die 20 Jahre auch mit der Jubiläumssendung vom 16. August auf AUGUSTIN TV. Diese ist im OKTO Archiv auffindbar. Zu sehen und hören sind etwa Ausschnitte einer Radiowerkstatt und Aufnahmen vom Hofest, das im Zeichen des Jubiläums am 8. Juni stattfand. Mit dem AUGUSTIN Stimmgewitter!

www.okto.tv

Am 8. September 2018 feiert Radio Orange unter dem Motto *Wir feiern Vielfalt* sein 20-jähriges Jubiläum im Fluc in Wien. www.o94.at